

Keiner hört den letzten

Ein Geständnis

Roman

Gerald Jaritz

Dieses Buch ist eine romanhafte Erzählung und prosaische Übertreibung. Der Autor verbindet im Sinne schriftstellerischer Freiheit Fakten mit literarischer Fiktion.

© 2025 – Gerald Jaritz

1. Auflage

Umschlaggestaltung: Gerald Jaritz
Bildelemente des Umschlags wurden mit Hilfe von Künstlicher
Intelligenz erstellt und vom Bildnutzer/-eigentümer
Gerald Jaritz collagiert.

Lektorat: Mario Hladicz

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung
info@buchschniede.at

Ausgabeformate & ISBN
Softcover: 978-3-99181-641-6
Hardcover: 978-3-99181-522-8



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*„Der Mensch bekommt die Bienen in seine Gewalt,
er kann seinen Willen durchsetzen, ohne einen
Befehl zu geben, und sie gehorchen ihm, ohne ihn
zu kennen.“*

Maurice Maeterlinck

*„Wer einmal sich selbst gefunden, kann nichts auf
dieser Welt mehr verlieren.“*

Stefan Zweig

Teil 1
Die frühen Jahre

Leidensanfang

Die Uterusruptur, das vollständige Reißen der Gebärmutterwand, welche letzten Endes zum Verbluten und in der Folge, noch im Kreißsaal liegend, zum Tod meiner Mutter führte, war nicht meine Schuld.

Glaubte man meinem Vater, war meine Mutter eine gütige, fürsorgliche und herzliche Frau, die vor Lebensfreude nur so sprühte und mit jedem und jeder, war die Person auch noch so ein Ungutsl, Spinner, Eigenbrötler, Intrigant, Idiot oder einfach nur ein Arschloch, umzugehen wusste. Sie war eine vertrauensvolle Seele, der man sich gerne anvertraute, und sie war seine große Liebe.

Ihr Todeskampf dauerte ganze sieben Minuten.

Dieses 1951 in den offiziellen Dokumenten der Krankenhausverwaltung als „Vorfall“ festgehaltene Unglück, welches ich nur knapp überlebte und - wie die Ärzte gerne hinzufügten - nur durch das rasche Handeln kompetenter Hände und das notwendige Zutun einer göttlichen Macht, sollte mir mein Bruder nie verzeihen. Als dieser erfuhr, dass er zwar einen Bruder gewonnen, aber seine Mutter verloren hatte, lief er schreiend durch das Krankenhaus und bezeichnete mich, der eben erst auf die Welt gekommen war, als Mörder. Krankenpfleger mussten den

hysterischen Knaben einfangen, der kreischend durch die Säuglingsstation lief und wartende Väter vor den Kreißsälen durch seinen Anfall verstörte und verunsicherte. Noch bevor mein Vater und mein Bruder das Krankenhaus an jenem Tag verließen, nahm mein Vater den neben sich stehenden Jungen zur Seite und schärfte ihm ein, diesen Unsinn, von wegen „Muttermörder“ und dergleichen, nie wieder in den Mund zu nehmen. Heute denke ich, dass am Tag meiner Geburt der Persönlichkeitszerfall meines Bruders seinen Anfang nahm. Er war zu diesem Zeitpunkt zehn Jahre alt. Erst vierunddreißig Jahre später, an jenem Tag, als er den Akt seines Selbstmordversuches in eine Selbstverstümmelung umbenennen musste, gestand er mir, mich damals einen Mörder genannt und mir den Tod gewünscht zu haben.

Auch wenn mich mein Vater nie direkt für das Ableben meiner Mutter verantwortlich machte, so gab es doch immer wieder Vorfälle, in denen er mir gegenüber zumindest andeutete, ich wäre nicht ganz unschuldig gewesen. Er nahm mich ständig in die Pflicht, hämmerte mir ein, dass ich aus Respekt der Mama gegenüber aus meinem Leben etwas machen müsste, denn immerhin hatte sie das ihre für das meine gegeben, und da sei es doch das Mindeste,

dass aus mir etwas werden müsste, worauf sie hätte stolz sein können.

Heinrich, mein Vater, der die meiste Zeit Heinz gerufen wurde, war Lehrer für Geschichte, Latein und Mathematik. Er war der Theologie, der Volkswirtschaft wie auch dem Strafrecht ein treuer Diener und machte sich neben seinem Lehrerberuf auch in den erwähnten unterschiedlichen Ausprägungen, vor allem in der Theologie, inhaltlich verdient. Zudem verehrte er das geschriebene Wort, liebte die Literatur, und man konnte ihn, hatte man das Privileg, seine Bibliothek betreten zu dürfen, durchaus als bibliophilen Menschen bezeichnen.

Er kündigte seine Stelle zwei Wochen, nachdem ich auf die Welt gekommen war, und verkaufte unsere einhundertzwanzig Quadratmeter große Wohnung in Graz Geidorf. Mit dem Geld erwarb er einen kleinen Bauernhof am östlichen Stadtrand von Graz und zog mit uns Kindern dorthin.

Der Hof selbst war nichts Besonderes: ein paar Tiere; Rinder, Schweine, Hühner, und jede Menge Katzen. Schon als ich klein war, erklärte mir mein Vater, dass alles außerhalb unseres Bauernhofs böse wäre. Seine Erklärungen zielten darauf ab, dass ich lernen sollte, die Grenzen, die er mir aufzeigte, zu respektieren und als absolut wahr anzuerkennen. Er

bestand darauf, mir zu erläutern, wie böse die Welt außerhalb unserer Grundgrenze wäre, und bediente sich hierfür meist entsetzlich anschaulicher Beispiele, meist Gewaltverbrechen, die sich nie oder sonst wo abgespielt hatten. In jedem Fall aber handelte es sich um Bilder, die nicht geeignet waren für ein Kind meines Alters, oder überhaupt für ein Kind, was sich auch in meinem überdurchschnittlich langen Bettnässen niederschlug. Je mehr Geschichten ich über das Böse hörte und je spektakulärer seine abschreckenden Beispiele waren, desto mehr drängte sich mir die Frage auf, warum dann er selbst ständig die Grundgrenze überschritt und meinen Bruder bereitwillig in die Schule gehen ließ. Ich begann zu zweifeln und zu überlegen, ich wurde neugierig. Als ich lernte, mein Fahrrad zu bedienen, und mir der Innenhof mit zunehmend sicherer Fahrtechnik zu klein erschien, sprengte ich die Grenzen unseres Hofes und begann die Umgebung zu erkunden. Als Kind verstand ich nichts, doch heute weiß ich, dass mein Vater recht hatte: Das Böse ist tatsächlich da draußen, lediglich in subtilerer Form und nicht so offensichtlich gewalttätig wie von ihm geschildert.

Natürlich blieben meine Radtouren fernab unseres Hofes nicht unbemerkt, und meinem Vater wurde berichtet, dass ich frech und ohne zu grüßen über

andere Höfe fuhr, Obst von den Bäumen stahl und auch das eine oder andere Auto zu einer Notbremsung zwang. Verraten wurde ich von den Nachbarn, allen voran Siegfried Keiser, dem Bürgermeister, den mein Vater abschätzig auch als „Dorfkeiser“ bezeichnete.

Es hieß, umgehen zu können mit dieser Polarität: stets die Regeln zu befolgen und in einem Gefühl der Sicherheit zu leben, oder auch mal eine Regel zu brechen und dafür den Hauch von Freiheit, ein Gefühl der Lebendigkeit zu spüren.

Tatsächlich war ich im Umgang mit meinen Mitmenschen anders als sie es wahrscheinlich sonst gewohnt waren, weil ich keinen Umgang mit ihnen pflegte, nicht pflegen durfte. Dieses Anderssein war für viele ein Problem und machte mich wohl auch zu einem Problemkind. Das Problemkind ist per Definition aufmüpfig, rastlos, hat nur Blödsinn im Kopf und hält sich nicht an Regeln. Diesen Attributen war ich nicht zuzuordnen, dennoch bezeichnete man mich bis in meine Jugend hinein als Problemkind, weil ich, ohne Einfluss darauf nehmen zu können, von Geburt an ein nicht angepasstes Kind war.

Im Gegensatz zu meinem Bruder Viktor schickte mich unser Vater nicht auf die Volksschule und dann

ins Gymnasium oder eine Hauptschule, sondern beschloss, mich selbst zu unterrichten, und dieser Unterricht begann bereits, als ich drei Jahre alt war. Als studierter Erziehungswissenschaftler hatte mein Vater eigene Theorien zu wissenschaftlichen Fragestellungen von Erziehung und Bildung. Die Ansätze meines Vaters gingen weit über jene der klassischen Pädagogik hinaus. Er hielt nicht viel von Noten und anderen Wertesystemen oder Messbarkeiten, die er als extrinsische Motivatoren bezeichnete. Er war der Meinung, dass intrinsische Motivation als Belohnung - die Möglichkeit, Bildung überhaupt konsumieren zu dürfen - völlig ausreichend sein müsste. Einmal extrinsisch belohnt, stellte der zu Unterrichtende jeglichen Lernwillen ein, außer er würde wieder belohnt. Das war seine feste Überzeugung und widerstrebte seinem Glauben an ein nachhaltiges Bildungssystem. So kam es, dass er mir mindestens einmal in der Woche zwischen meinem vierten und achtzehnten Lebensjahr erklärte, warum ich nicht zur Schule ging und nur zu Einstufungsprüfungen des Landesschulrates eine vom Unterrichtsministerium genannte Schule aufzusuchen hatte. Aus Sicht meines Vaters war es dem nicht vertrauenswürdigen Schulsystem sowie der Tatsache geschuldet, dass eben außerhalb unseres Hofes alles böse wäre.

Mein Vater begann, ganz nebenbei, mir immer wieder Vokabeln oder Sprichwörter aus dem Lateinischen beizubringen, ohne dass ich deren Bedeutung kannte. Als er merkte, dass ich wohl eine gewisse kognitive Begabung hatte, wurde aus der Beiläufigkeit Regelmäßigkeit, und neben Latein kamen auch Lektionen in Geschichte, Mathematik, Logik und Schach hinzu. Mit acht Jahren beherrschte ich Latein auf universitärem Niveau und gab meinem Bruder Nachhilfe für dessen bevorstehende Matura, der, weil er den Hof verlassen durfte, sehr wohl ein Gymnasium in Graz besuchte.

Ebenfalls mit acht Jahren versuchte ich, meine sozialen Defizite durch Essen zu kompensieren, was zur Folge hatte, dass mein Vater die Anzahl der akademischen Pausen, wie er sie nannte, erhöhte und mich zur körperlichen Ertüchtigung trieb. So fand ich mich mehrmals am Tag im Hof wieder und musste unzählige Hampelmänner, Liegestütze und Kniebeugen absolvieren, bevor ich wieder an den Schreibtisch zurückkehren durfte. Was ich damals hasste, sollte mir später zum Vorteil gereichen, denn ohne die Übungen wäre ich heute wohl nicht so fit, obwohl mir das im Moment wenig hilft.

Als ich neun Jahre alt war, besorgte sich mein Vater Bienen, Honigbienen, die man in Bienenstöcken hielt. Dafür konnte ich mich sofort

begeistern, stellte es doch auch sicher, dass ich so wenigstens ein paar Mal von meinen Büchern wegkam, mit welchen ich fast unablässig konfrontiert war. Mein Vater meinte damals, wer stolz auf sein Volk sei, sollte Imker werden.

Der kognitive Erziehungswahnsinn hielt die nächsten Jahre an; mit zwölf übersetzte und interpretierte ich Monografien des römischen Historikers Sallust über die Kritik der politischen Situation in Rom, insbesondere der Korruption der Adeligen, löste numerische Differentialgleichungen mit Hilfe iterativer Methoden und schrieb seitenlange Aufsätze über Hitlers Fehler in der Schlachtstrategie des Deutschen Reichs im Zweiten Weltkrieg, aber ich hatte keinen einzigen Freund und auch keinen Kontakt zu Gleichaltrigen und somit keine Ahnung davon, was Zwischenmenschlichkeit bedeutete.

Meine Matura schrieb ich bereits mit vierzehn Jahren, zusammen mit fünfundzwanzig Schülern der achten Klasse des Kepler-Gymnasiums. Weil man dachte, dass ich geschwindelt hätte, weil ich mit ausgezeichnetem Erfolg abschnitt und nie wirklich eine Schule von innen erlebt hatte, musste ich die komplette schriftliche Matura in Mathematik, Latein, Deutsch und Englisch an der Theresianischen Akademie in Wien unter strenger Aufsicht des dortigen Landesschulrates wiederholen. Das Ergebnis war

dasselbe: ein ausgezeichneter Erfolg. Der damalige Bildungsminister bezeichnete mich als Wunderkind und prophezeite mir eine vielversprechende Zukunft.

Je älter ich wurde, desto mehr mied mich mein Bruder, der ohnehin schon immer recht distanziert war. Irgendwann wollte er dann gar nichts mehr mit mir zu tun haben. Er konnte mir nicht verzeihen, dass ich ihm die Mutter genommen hatte, als er sie am meisten gebraucht hätte. Was er allerdings bei seinem Groll gegen mich immer wieder zu vergessen schien: Auch ich hatte meine Mutter durch dieses Unglück verloren.

Somit reduzierten sich meine sozialen Kontakte in meiner Kindheit und Jugend beinahe ausschließlich auf die Tiere am Bauernhof. Mit ihnen konnte ich sprechen, sie hörten mir zu, und ich hörte ihnen zu. Vor allem den Bienen hörte ich zu. Ich liebte das Summen, wenn sie im Frühjahr den ersten Blütenhonig sammelten, und ich horchte auf, wenn sich ein Volk zum Schwärmen vorbereitete. Ich lauschte nicht nur ihrem Summen, ich verstand es.

Honigbienen

Sind die Honigbienen mit ihrer Königin nicht länger zufrieden, entschließen sie sich, eine neue Monarchin heranzuziehen. Dies bewerkstelligen sie, indem die Arbeiterinnen im Volk sogenannte Weiselzellen bauen, der Weisel steht hier stellvertretend für die Bienenkönigin. In diesen nach unten gebauten Zellen werden Prinzessinnen dank des Königinnsaftes zu potenziellen Nachfolgerinnen entwickelt, zur Königin wird diese erst nach dem sogenannten Hochzeitsflug. Die alte Gebieterin wird dabei nicht von den Arbeiterinnen getötet, sondern in der Regel von der neuen Regentin mit ihrem sichelförmigen Stachel zur Strecke gebracht, bevor dieser sich nach der Begattung zum lebensspendenden Legeapparat wandelt.

Entschließt sich die Prinzessin jedoch zum Pazifismus und lehnt jede Form von Gewalt ab, möchte keinen Krieg, sondern Frieden, so übernehmen den Aristokratinnenmord doch die Arbeiterinnen. Allerdings wird das Tötungsdelikt auf viele Bienen aufgeteilt, sodass am Ende unklar bleibt, wer für die Tat die Verantwortung trägt.

Eine nicht unwesentliche Schar von weiblichen Bienen des Hofstaats drängt die alte und nicht länger geduldete Monarchin in ein dunkles Eck einer

Bienengasse des Bienenstocks und sperrt ihr den Zugang zur Nahrung ab, sie wird nicht länger von den anderen Bienen umsorgt.

Die zum Tode verurteilte Königin wird so lange eingesperrt, bis sie aufgrund fehlender Nahrungsaufnahme stirbt. Ihre tote Chitinhülle, ihr Außenskelett samt totem Inhalt, wird aus dem Bienenstock entfernt, und die neue Regentin kann sich auf ihre Aufgabe vorbereiten, brunftig werden und sich von mehreren Drohnen begatten lassen, so dass sie für ihr ganzes Leben genug Eier in ihrem Leib trägt, um das Überleben des Volkes für die nächsten Jahre zu gewährleisten. So lange, bis irgendwann wieder eine Generation von Arbeiterinnen zur Revolution aufruft.

Die Honigbiene kennt ihren Auftrag. In ihrem kurzen Leben nimmt sie viele unterschiedliche Positionen in einem Bienenstock ein und erfüllt zahlreiche Funktionen. Sie betätigt sich als Ammenbiene, hilft den Jungbienen, auf die Welt zu kommen und sich nach dem Schlüpfen im dunklen Stockinneren zurechtzufinden, hilft bei der Reinigung der Brutzellen, lagert Futter ein, darunter Pollen, Wasser und Honig, der zuvor als Nektar oder Honigtau gesammelt und dann von ihr weiterverarbeitet wurde, kämpft am Einflugloch gegen mögliche Angreifer, und manchmal beteiligt sie sich auch, wie

zuvor erwähnt, am Mob, der die Regentin stürzt und elendig verhungern lässt.

Meine Honigbienen führten stets ein produktives, wenn auch sehr kurzes Leben. Sie vollführten wahre Wunder, folgten Prozessen, die Sinn ergaben. Ihre Handlungen dienten stets dem Kollektiv und waren geprägt von Selbstlosigkeit. Sie zeigten mir, wie ein Miteinander aussehen konnte, stimmten mich froh und machten mich glücklich.

Vielleicht wäre es zu einfach und im eigentlichen Sinn wahrscheinlich sogar unintelligent, zu sagen, dass wir Menschen viel von der Honigbiene lernen könnten. Denn immerhin schreibt die Biologie das Verhalten der einzelnen Biene vor. Sie hat gar keine andere Wahl, der Mensch jedoch sehr wohl.

Im Spätherbst machten meine Bienen dann die Tore dicht. Sie riegelten ab und begaben sich in die Winterruhe. Die Vorräte wurden, weit entfernt vom Einflugloch, in der obersten Einheit des Bienenstocks in Sicherheit gebracht. Die Königin wurde, da sie noch legefrohdig war, weiterhin umsorgt. Die männlichen Bienen hatte man längst um die Ecke gebracht, denn an Vermehrung wurde erst wieder im Frühjahr gedacht.

Fast ein halbes Jahr bekam ich wenig bis gar nichts von diesen intelligenten und für mich so wichtigen Insekten zu sehen. Ein halbes Jahr, in dem ich ohne meine organischen Supercomputer auskommen musste, und nur ab und zu am äußeren Stock lauschen konnte, wie die Bienen im Inneren flüsterten und Geheimnisse teilten.

Das Ohr ganz nah am Bienenstock, hörte ich ihnen zu und versuchte zu verstehen, wie es ihnen ging. Ob sie zufrieden waren, schon an das Frühjahr dachten oder einfach damit beschäftigt waren, die Monarchin zu umsorgen, sie zu füttern und darauf zu achten, dass sie, egal bei welcher Außentemperatur, im Inneren des Stocks bei fünfunddreißig Grad Celsius gut über den Winter kam.

Ihr Flüstern machte mich glücklich und ich konnte es kaum erwarten, bis das Volk im Frühjahr wieder erwachte, die Königin wieder begann, Eier zu legen und der Bienenstaat anwuchs auf eine Population von fünfzig-, manchmal auch sechzigtausend Individuen, die alle nur eines im Sinn hatten: im Kollektiv zu überleben.

Die Tante

Wenn ich so zurückdenke, dann kann ich wohl sagen, dass ich wenig Liebe erfuhr, dafür in ständiger Angst vor der nächsten Lektion lebte. Man konnte meine Kindheit kein Leben nennen, eher war es das bloße Existieren. Mein Lebenswille und der Glaube daran, es würde alles besser werden, ließen mich weiter vegetieren, weiter hoffen, aber nicht leben.

Zu meinem elften Geburtstag sollte sich das allerdings ändern: Da zog die Tante bei uns ein. Die Tante, die gar keine wirkliche Tante war und auch nicht mit uns verwandt. Ich kannte sie bereits, weil sie immer wieder mal am Hof war, aber immer nur kurz und dann auch gleich wieder weg. Die Tante, die eigentlich Steffanie hieß, ich rief sie aber nur Tante und Viktor und Vater nannten sie Steffi oder Fanni, sollte für die nächsten Jahre mein Mutterersatz werden.

Als ich vier Jahre alt war, begannen die regelmäßigen Treffen mit meinem Vater, erzählte sie mir einmal an einem Abend, als Vater nicht zu Hause war und wir beide allein im Wohnzimmer saßen und lasen. Ich mochte sie von Anfang an, und als Kind hatte ich einen regelrechten Narren an ihr gefressen. Ich verfolgte sie auf Schritt und Tritt, und als sie bei

uns einzog, träumte ich jede Nacht, für eine ziemlich lange Zeit, davon, wie wir als glückliche Familie Urlaub machten: Vater, die Tante, Viktor und ich beim Zelten an irgendeinem Sandstrand, wahrscheinlich in Griechenland, oder mit dem Wohnmobil durch Skandinavien. Ich hatte sehr ausführliche und intensive Träume von unseren Urlauben.

Interessanterweise träumte ich nicht einmal von unserem Leben zu Hause am Hof sondern immer nur von Reisen und irgendwelchen Vergnügungen an Orten, die ich noch nie gesehen hatte, niemals sehen sollte, auch nicht, als ich älter wurde; Orte, die ich nur aus Beschreibungen in meinen Büchern kannte.

Die Tante war jedenfalls ein ausgleichender Pol zu meinem Vater. War er der Herrschende, derjenige, der sagte, was ich zu tun hatte, so war sie diejenige, die mich auffing, wenn es mir nicht gut ging, mir Süßigkeiten zusteckte, mir Geschichten erzählte, die nachts meine Urlaubsträume befeuerten. Sie war die Frau, die mich tröstete, wenn auch Geschichten und Süßigkeiten nicht mehr halfen.

Man kann durchaus von Liebe sprechen, und diese Liebe war nicht einseitig. Auch sie empfand starke Gefühle für mich, sowohl als Kind, wie auch später als Jugendlicher und junger Erwachsener.